Die Goldsucher.

Roman von A. Katschka.

(4. Fortsetzung.)

Bald sahen sie schon die Schneezone vor sich liegen. Ein herrliches Bild entrollte sich in dieser Höhe vor ihren Augen.

Unter ihnen, soweit das Auge reichte, wogte ein dunkelgrünes Waldwipfelmeer, das nur ein schimmerndes Silberband durchzog, der Fluß Altan. Ueber ihnen der blendende Glanz der sonnenbeleuchteten Gletscher — ein entzückender Contrast der Farben.

Doch unsere Sträflinge hatten für die Pracht der Natur kein Auge, keinen Sinn; schweigend schritten sie ihren Pfad, obschon der heutige Morgen sich besonders geschmückt, wie eine Braut am Hochzeitstage.

„Hier ist eine Stiefelspur," rief der „Verfluchte" seinen Begleitern zu; „ein kleiner Fuß, also war es weder ein Kosak noch ein Burjate."

Er beobachtete aufmerksam das Gras rings umher.

„Ha! Ein Tropfen Blut! Eine Hirschspur!—Hierher muß sich der verwundete Hirsch gewandt haben."

In der That hingen an einigen Halmen geronnene Blutstropfen.

„Der Jäger hat den Hirsch verfolgt, den er mit dem ersten Schuß von gestern verwundet hatte. In die Berge führt die Spur, einen anderen Ausweg von dort giebt es nicht; er muß also noch in den Bergen stecken."

So combinirte der „Verfluchte", denselben Bergpfad verfolgend, den gestern Ludow auf der Jagd nach dem flüchtigen Wilde gegangen war.

Auf einmal blieb er staunend stehen und rief seine Begleiter heran.

„Schaut, Burschen, hier ist gestern eine Lawine gestürzt; seht diesen Schneeberg," fuhr er fort, auf ein Gebirge von Schnee und Eisstücken zeigend, welches ihnen den Weg verlegte.

Er überlegte einen Augenblick, ob sie den Weg, der jetzt gefährlich werden mußte, fortsetzen sollten. Ueber dem Abgrund hing das blitzende Eis des Gletschers, am Rande des Abgrundes aber war die Lawine hängen geblieben.

Plötzlich nahm ein Ton, der unter dem Schnee hervorklang, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch; nur einige Faden weit von ihnen ertönte ein Winseln. Sie drangen vor.

„Schaut, Kameraden, ein Hund und mit einem Halsband sogar!"

„Das ist ein Jagdhund—ein Setter," bemerkte der „Tummler", der ein Hundekenner war.

„Wie ist der hierher gekommen?"

„Er wühlt im Schnee und winselt."

Der „Verfluchte" hatte unterdessen die Umgebung genau geprüft.

„Der Jäger, dessen Schüsse wir gestern hörten, ist hier an dieser St[elle] von der Lawine verschüttet," sagte er endlich; „dies ist sein Hund; der Herr liegt unter der Stelle, welche er aufwühlt."

Er hob ein rundes Stück Filz auf, das auf dem Boden lag.

„Hier hat er hingeschossen, das ist ein Pfropfen."

Sie schritten auf den Hund zu, der bei ihrem Nahen die Flucht ergriff, dann aber wieder auf sie zulief, gleichsam sie um Rettung seines Herrn anflehend.

„Wir müssen sehen, was da drunten liegt," sagte der „Nagler".

„Es wird schwer halten, das Aufgraben," bemerkte der „Tummler."

„Versuchen wir's!"

Der „Verfluchte" legte sich vorsichtig über eine hinausragende Eisscholle, da dieselbe auch mit vereinten Kräften nicht von der Stelle zu rücken war.

Es war nichts zu sehen; doch von Neuem griffen alle Drei wieder an und endlich gelang es ihnen, die Scholle etwas zu verrücken; unter derselben war eine Grube, in welche der Hund pfeilschnell hineinsprang, und nun ertönte von unten sein freudiges Gebell.

„Da liegt er also!" rief der „Verfluchte". „Ich muß hinunter."

„Heda!" rief er, sich in die Grube hinabbiegend, „lebst Du, so antworte!"

In der Grube herrschte das Schweigen des Grabes.

Der „Verfluchte" löste seinen Gurt, gab das eine Ende dem „Nagler" und ließ sich am anderen Ende vorsichtig in die Grube hinab.

Anfangs konnte er in Folge des Ueberganges von blendender Helle zu tiefster Dunkelheit nichts unterscheiden; endlich aber sah er auf dem Boden der Grube eine dunkle Masse liegen; er berührte sie mit der Hand—es war ein menschlicher Körper.

„Der ist todt!" flüsterte er, an Ludow herankriechend und schnell dessen Taschen leerend; das Taschentuch aus der Brusttasche ziehend, spürte er unter seiner Hand den leisen Schlag des Herzens, und plötzlich lebte mit unwiderstehlicher Gewalt der alte Blutdurst in ihm auf. Die Bestie war in ihm erwacht, und er wollte den günstigen Zufall nicht unbenützt vorübergehen lassen.

Er zog sein Messer und zückte es gegen das Herz des bewußtlos Daliegenden. Der Hund, der jede Bewegung genau verfolgt hatte, sprang hinzu und packte seine Hand. Mit lautem Fluche richtete er jetzt sein Messer gegen das treue Thier, das blutend und kläglich winselnd neben seinem Herrn auf den Boden hinsank.

Unterdessen war dem „Nagler" wie dem „Tummler" die Zeit zu lang geworden; vergeblich versuchten sie, sich über den Rand der Eisscholle hinauslehnend, zu sehen, was da unten vorgehe.

„He! „Verfluchter"," schrieen sie, „was machst Du da so lange? Schlepp' ihn her! Wir wollen ihn hier bei Tageslicht untersuchen."

„Gleich, gleich!" tönte die Antwort; bei sich dachte der „Verfluchte": „Ich kann ihm ja auch später den Garaus machen."

Er band Ludow an das eine Ende des Gurtes, und so wurde dieser herausgezogen; auf dieselbe Weise folgte ihm dann der „Verfluchte". Der Hund blieb allein, da man ihn ja für todt hielt, im eisigen Grabe seines Herrn zurück.

Ludow's Antlitz war todtenbleich. Jetzt sah man an seiner rechten Schläfe eine klaffende Wunde.

„Der hat's ordentlich abgekriegt," sagte der „Nagler", der jetzt seine Taschen untersuchte und noch Papiere wie ein Cigarren-Etui fand. Dann entkleidete er Ludow; in diesem Augenblick entfuhr der Brust des Letzteren ein leiser Seufzer.

„Er lebt ja noch!" rief der „Tummler" staunend aus.

„Einerlei—er muß hier doch crepiren," erwiderte der „Nagler".

Im Auge des „Tummlers" blitzte etwas wie Mitleid mit dem jungen Manne auf, der so kaltblütig zum Tode verurtheilt wurde.

Unterdessen hatten die beiden Anderen ihr Entkleidungsgeschäft an Ludow fast beendet und prüften jetzt die Sachen und Papiere.

Der „Verfluchte" verheimlichte vor den Kameraden das bei Ludow gefundene Geld und zeigte ihnen nur die Uhr. Er war vor Freude außer sich.

„Was werden wir nun mit dem Burschen anfangen? ...... Am besten ist's, wir werfen ihn hier in den Abgrund," schlug der „Nagler" kaltblütig vor.

„Haben wir denn keine Messer?" entgegnete der „Verfluchte".

Der „Tummler" zuckte zusammen; mechanisch hob er das vom „Nagler" weggeworfene Papier auf und las es. Es war ein, auf den Namen des Grafen Paul Wassiljewitch Ludow, ausgestellter Reisepaß.

Er las denselben laut vor.

Erstaunt hörten die Kameraden ihn an.

„Ein Graf? Welcher Teufel führt einen solchen in die Taiga?" rief der „Verfluchte".

„Doch um so besser! Nehmen wir ihn mit; für den wird ein gehöriges Lösegeld bezahlt werden......und wo nicht, so haben wir ja immer noch Zeit, ihm die Kehle zu operiren."

Ludow's Leben war, für den Augenblick, gerettet. Man beschloß, ihn in's Vorpostenlager zu tragen; der „Tummler" erbot sich, dies zu thun. So wurde der bewußtlose Körper ihm auch auf den Rücken geladen und der Rückweg angetreten.

Vor Mittag waren sie schon wieder in ihrem Lager.

Auf der Suche.

Unterdessen hatten sich auch die Goldsucher aufgemacht, die Fährte Ludow's zu finden.

Es war 6 Uhr Morgens, als sie das Lager verließen.

Es mußte ein Witterungswechsel bevorstehen, denn obgleich die Sonne hell und warm strahlte, war die Luft, ungeachtet der frühen Stunde, stickend; am Horizonte stiegen einige kleine, Gewitter verheißende Wölkchen auf. Der Lama machte Halt.

„Es wäre besser, im Lager zu bleiben", sagte er. „Der Sokondo hat die Wolken gefangen. Der große Geist ist heute in schlechter Laune erwacht."

Das Versprechen einer erhöhten Belohnung ließ den Lama doch den Weg fortsetzen. Sie schlugen dieselbe Richtung ein, in welcher Ludow gestern das Lager verlassen hatte.

Der Lama ging mit Jswolskij voraus, die Umgebung genau nach Merkmalen prüfend, die ihnen Aufschluß über den Weg Ludow's hätten geben können.

Jetzt waren sie im mandscharischen Nußgehölz angelangt, von welchem aus Ludow den ersten Schuß abgefeuert hatte; der Boden war an dieser Stelle aufgewühlt, die Spur also verschwunden.

„Es sind Wildschweine nach ihm dagewesen — mit ihren Frischlingen — diese haben den Boden aufgewühlt", sagte Jswolskij.

Der Lama betrachtete die Umgebung genau, um festzustellen, wohin Ludow sich gewendet, und so fand er die Stelle, wo der Rehbock, von der Kugel getroffen, zuerst geschweißt hatte. Jetzt war die breite Blutspur ein untrüglicher Wegweiser; sie ging bergauf.

„Der junge Jäger ist dort!" sagte der Lama, auf die in der Ferne aufsteigenden Berge weisend.

Dieselben waren aber nur zur Hälfte sichtbar; die Gipfel deckten Wolken, welche, immer tiefer und tiefer sich verdichtend, sanken. Die Luft wurde immer stickender. Der Himmel bewölkte sich schnell. Alles prophezeite Regen.

„Fällt Regen, so verlieren wir jede Spur", sagte Jswolskij, den Schritt beschleunigend. Schon einige Stunden waren sie der Spur gefolgt, höher und höher den Berg ersteigend, und je höher sie stiegen, desto mehr wuchs auch Skuratow's Besorgniß um das Schicksal des Kameraden. Er ahnte, daß demselben etwas Schlimmes passirt sein müsse. In der Ferne leuchteten schon Blitze auf und ferner Donner rollte durch die Berge herüber. Das Gewitter war noch weit, aber die Wolken zogen sich mehr und mehr um den Sokondo zusammen.

Der Lama wandte sich wieder an Jswolskij mit der Bitte, Kehrt zu machen.

„Der große Geist, der in den Bergen des Sokondo thront, ist erzürnt! Es wird uns schlimm ergehen!... Er wird uns vernichten; laßt uns heimkehren", sagte er mit schreckerfülltem Antlitz. Doch unerschütterlich kommandirte Jswolskij: „Vorwärts!"

Das Gewitter war näher gekommen, und plötzlich entlud es sich mit fürchterlichem Krachen über ihnen. Die Burjaten stürzten vor Schreck zu Boden. Es schien, als habe sich der Himmel gespalten; wie ein Feuermeer fielen die Blitze, und das Gewitter wollte seinen Schlägen auch kein Halt gebieten. Wie von einer unsichtbaren mächtigen Hand entrückt, waren auf einmal die Berge ihren Augen verschwunden. Dunkle Wolkenvorhänge umgaben sie, aus denen der Feuerregen der Blitze fiel. Die Furcht übermannt den Zuschauer, denn diese fürchterlichen Gebirgsgewitter, die am Sokondo besonders häufig und intensiv auftreten, geben dem abergläubischen Volke der Burjaten die Ueberzeugung, daß in den Bergen ein böser Geist hause.

Unsere Wanderer schauten nach einem Schutz vor dem Regen aus; doch wo ihn finden? Rings umher starrten nur grau Felswände; kein Baum weit und breit. Ein neues Gewitter zog heran, obschon kein Lufthauch zu spüren war; es schien die Natur in banger Erwartung entschlafen zu sein; nur ein unheimliches Pfeifen tönte aus den Felsspalten, der untrügliche Vorbote eines Orkans im Gebirge. Unsere Reisenden wollten hinunter zum Walde, um dort das Gewitter abzuwarten, aber auch der Wald war nicht mehr zu sehen; die Gegend unter ihnen deckte eine ebenso undurchdringliche Wolke wie diejenige, welche über ihnen hing.

Angsterfüllt sprach der Lama seine Gebete; die Perlen des Rosenkranzes flogen unter seinen zitternden Fingern aneinander. Skuratow verstand die drohende Gefahr nicht zu schätzen, wohl aber Jswolskij, der eifrig die Umgebung musterte.

Ungefähr zwanzig Faden von ihnen zeigte sich eine Oeffnung in der Felswand, der Eingang zu einer Höhle ebenfalls, also konnten sie sich vor dem Regen bergen.

Erfreut eilten unsere Wanderer vorwärts, die Höhle in Besitz zu nehmen.

Die Burjaten, die das Gewitter sehr fürchten, waren die Ersten, die eintraten, sprangen aber eben so schnell wieder mit dem Ausdruck des Entsetzens heraus. Die Höhle war schon besetzt, denn hinter den Burjaten her, in nicht minderem Schreck, stürzten zwei mächtige Gebirgswölfe aus der Höhle. Mit eingezogenem Schwanze flogen sie wie Pfeile an den verdutzten Wanderern vorüber dem Walde zu; jetzt also konnten diese ruhig ihr Asyl betreten.

Die früheren Wirthe hatten aber nicht nur das Quartier geräumt, sondern sogar in der Eile ihr Frühstück vergessen; die unversehrte Hälfte eines Rehbocks lag in der Höhle; augenscheinlich hatten die Wölfe die köstliche Beute hergeschleppt, um sie hier mit Ruhe zu verzehren.

„Den haben sie nicht selbst gejagt! Es ist ein Bock! Den überwinden sie nicht, das muß wohl Ludow's gestrige Jagdbeute sein", meinte Jswolskij.

Als er den Rehbock genauer betrachtete, fand er wirklich in der Vorderhälfte, am Schulterblatt, Schußwunden; die Wölfe also hatten Ludow's Beute gefunden und fortgeschleppt, und da sie das nur auf eine kurze Strecke zu thun im Stande waren, so mußte Ludow sich also in der Nähe befinden, kombinirte Jswolskij wieder.

Die Höhle, die sie gefunden, war groß genug, um Alle aufzunehmen, und gewährte das beruhigende Gefühl, vor der Unbill des Wetters vollständig geschützt zu sein.

Unterdessen tobte das Gewitter fort, der Wind wuchs zum Sturm, zum Orkan, der die Erde erzittern machte und grauenvoll tönte das Stöhnen und Heulen der Windsbraut in den Felsspalten.

Endlich ergoß sich der Regen in mächtigen Strömen und die erstickende Hitze des Tages wich plötzlich eisiger Kälte.

Solche unerhörte Uebergänge kommen nur in den Gebirgsketten des östlichen Sibirien vor; im Laufe von 10 Minuten fällt hier das Thermometer von 30 Grad Wärme auf 2 Grad Frost. Es ist eben ein Wunderland, dieses Ostsibirien.

Mit Beginn des Regens ließ die Intensität des Gewitters nach, es donnerte zwar noch, aber immer schwächer und schwächer, sich mehr und mehr in der Ferne verlierend.

Der Platzregen machte die Gebirgsbäche mächtig anschwellen und das trockene Flußbett, längs welchem unsere Wanderer heraufgestiegen, war jetzt das Bett eines reißenden, brausenden, schäumenden Stromes geworden, der große Felsblöcke auf seinen Wogen trug.

Als das Gewitter ausgetobt, beruhigten auch die Burjaten sich und suchten nun nach Feuerungsmaterial, von welchem sich aber in weiter Runde absolut nichts vorfand. Nach langer, vergeblicher Wanderung kehrten sie traurig und durchnäßt zurück, weder konnten sie was Warmes genießen, noch die Kleider trocknen.

Unterdessen hatte Jswolskij nicht gefeiert, sondern die Höhle, die ihn ungemein interessirte, genau gemustert.

Sie zog sich weit in den Fels hinein, verengte sich endlich zu einem Corridor, den aber ein davorliegender tiefer Wassergraben für den Augenblick unbetretbar machte. Die unterirdischen Gewässer, die sich seit Jahrhunderten vergeblich einen Ausweg suchten, hatten ihn geschaffen. Die Wände der Höhle waren aus Sandstein, die parallele schwarze Streifen durchzogen, welche die Neugier Jswolskij's erweckten; mit seinem geologischen Hammer, den er stets bei sich trug, schlug er ein Stück desselben los — ein Blick auf dasselbe genügte, um ihn erkennen zu lassen, was er gefunden.

Lächelnd reichte er Skuratow das Stück hin.

„Reichlich werden wir Feuer haben und uns in unserem Palaste herrlich erwärmen," sagte er scherzend.

„Ist das wirklich Steinkohle?"

„Und von der besten Sorte; sie brennt ohne Holzunterfeuerung; es ist Gagat—hier ist ein ganzes Lager davon."

Jswolskij hieß die Burjaten mehrere Stücke der Kohle brechen und zündete dann den Haufen an; bald beleuchtete eine helle Flamme die dunklen Wände der Höhle.

Die Burjaten waren nicht wenig über diese brennende Erde erstaunt, denn sie hatten von Steinkohle noch keinen Begriff.

Nachdem die Kleider getrocknet und das gebratene Fleisch des Rehbockes verzehrt war, stärkten sich die Wanderer durch einen Schluck guten Weines und begannen sowohl über ihre eigene Lage wie über die Mittel zur Auffindung Ludow's zu berathschlagen.

Wo war er nur während dieses gräßlichen Orkanes gewesen? Was war mit ihm überhaupt geschehen?

Gefundene Fährte.

Ein frischer Wind ließ die Nebelmassen wirbelnd zu den Gipfeln der Berge aufsteigen. Der Regen hörte auf und aus der zerrissenen Wolkendecke schaut wieder hie und da der blaue Himmel hervor, der bald auch einen prächtigen Regenbogen zeigte. Die Gebirgsbäche rauschten noch zornig, aber immer matter und matter wurde ihr Lauf. Jetzt blitzte auch zwischen den zerrissenen Wolken die Sonne hervor; liebkosend küßten ihre Strahlen die noch nassen Felsen, die unter diesen Strahlen wunderbar leuchteten und glitzerten. Noch wenige Minuten — und der Orkan war vergessen; nur der vom Blitz gespaltene Felsen, sowie die von den Gebirgswässern schnell angehäuften Felsblöcke blieben stumme Denkmäler der schreckenerregenden Laune der Natur.

Jetzt konnten unsere Wanderer die rettende Höhle wieder verlassen und Ausschau halten. In der Nähe sahen sie einen überhängenden Gletscher; dorthin richteten sie ihre Schritte, um Ludow zu suchen.

Nur mit Mühe konnten sie die Höhe erreichen, von der das Wasser noch fußtief strömte, während das Bett des Gießbaches Hunderte von Felsstücken versperrten. Plötzlich tönte ein sonderbarer Klagelaut an ihr Ohr, der von unten zu ihnen empor zu dringen schien.

„Das klingt, wie das Winseln eines Hundes", sagte Jswolskij, „ich kann es aber nicht ergründen, woher der Ton eigentlich kommt."

Unterdessen waren die Burjaten den Klagetönen nachgegangen.

„Hierher, hierher!" erscholl plötzlich ihr frohlockender Ruf.

Skuratow und Jswolskij eilten ihnen nach, denn sie glaubten, Ludow sei gefunden. Die Burjaten standen vor einer Grube, die einem frisch aufgeworfenen Grabe ähnlich sah, doch voll schmutzigen Wassers, in welchem ein Thier ängstlich winselnd umherschwamm; Skuratow erkannte in demselben Ludow's Hund.

„Der Hund ist da, aber wo ist sein Herr?" sagte Jswolskij. Jetzt begann auch er zu glauben, daß Ludow ein Unglück zugestoßen sein müsse.

Die Burjaten zogen das Thier aus der Grube, und dieses sprang kläglich matt an Skuratow empor.

„Der Hund hat auf dem Rücken eine mächtige Wunde; er muß sie sich beim Sturz geholt haben", meinte Skuratow, als er, den Hund liebkosend, auf die lange Rückenwunde gestoßen war.

Der Lama betrachtete die Wunde aufmerksam.

„Nein", erwiderte er, „das ist eine Schnittwunde; die Ränder derselben sind ganz glatt, während sie bei einer Sturzwunde zerfetzt sein müßten."

„Wer aber kann ihn verwundet haben?"

„Das kann der Lama nicht sagen, wohl aber, daß es ein Mensch war, und daß dieser hier seine Lunte und seinen Feuerstein verloren", fügte derselbe hinzu, ein kleines Säckchen mit dem in ganz Ostsibirien bekannten chinesischen Feuerzeug aufhebend.

„Ludow hatte kein solches", sagte Skuratow, „also müssen hier andere Leute gewesen sein, die auch den Hund verwundet haben."

„Wer aber kann es gewesen sein? Hierher kommt ja fast nie ein Mensch?" fragte Jswolskij.

„Nah von hier leben die „freien Goldsucher", diesen gehört das Feuerzeug", sagte der Lama mit Bestimmtheit, nachdem er noch die Oertlichkeit genau gemustert hatte.

„Der Lama meint also, daß diese den Hund verwundet haben?" fragte Jswolskij.

„Gewiß! Niemand Anderer kann hier gewesen sein."

„Aber wo ist Ludow geblieben? Haben sie ihn getödtet?" brachte Jswolskij, vor Erregung zitternd, kaum über die Lippen.

„Nein, sonst läge sein Leichnam bestimmt hier; das ist nicht der Fall — also lebt er!"

„Aber wo ist er?"

„Das ist schwer zu sagen; ich muß erst wieder Fährten suchen."

Vergeblich prüfte er den durchweichten Boden. Der Sturm und der Platzregen hatten Alles verwischt, was ihm als Fingerzeig hätte dienen können.

Auf einmal schrie Jswolskij freudig auf. Er hatte einen nassen Fetzen Papier gefunden, auf welchem sich indessen noch einige Buchstaben entziffern ließen, die Skuratow sofort als Handschrift seiner Schwester erkannte. Somit hatten sie nun bestimmt die Spur Ludow's gefunden, wenn auch dieselbe deutlich sagte, daß ihm ein Unglück widerfahren sei, denn er selbst hätte nie diese ihm so theuren Zeilen weggeworfen. Er lebte also noch, aber gewiß in schlimmer Lage.

Unterdessen war der schnell gefütterte Hund wieder zu Kräften gekommen und suchte winselnd die Spuren seines Herrn, und zwar in entgegengesetzter Richtung des Aufstiegs unserer Wanderer. Nur mit äußerster Mühe konnte das treue Thier zurückgehalten werden, das sofort seinem Herrn folgen wollte.

Es wurde schon Abend. Die unteren Theile der Berge bedeckten sich wie mit einem Flor und die hellen Farbentöne des Waldes entschwanden im Nebelrauche; nur noch die Berggipfel glänzten in den letzten Abendstrahlen, deren Lichter, über die Berge hingleitend, sich immer höher und höher erhoben, so daß am Fuße der Berge schon das Dunkel der Nacht sich ausbreitete.

„Was sollen wir thun, wo Ludow suchen?" rief Jswolskij aus, „es steht fest, daß ihm ein Unglück zugestoßen ist; entweder ist er todt, oder die Sträflinge haben ihn gefangen fortgeführt."

„Ja, der junge Jäger befindet sich in Gefangenschaft... Buddha strafte ihn für die Verletzung seiner Gebote", sprach sinnend der Lama.

„Und ist er gefangen, wo befindet er sich denn jetzt?"

„Der Lama wird Euch die Räuberhöhle zeigen, dorthin haben sie ihn geschleppt.... dorthin will ja auch der Hund laufen."

„Ist es weit von hier?"

„Zwei Stunden Bergweg."

„Können wir gleich dorthin?"

„Buddha schütze uns vor solcher Thorheit; nur ein Verrückter könnte Nachts durch diese Berge wandern wollen... Schaitan (der Teufel der Buddhisten, der des Nachts regiert) stürzt Jeden in den Abgrund, der es wagt, zur Zeit seiner Herrschaft über die Berge steigen zu wollen."

„Wann können wir denn hin?"

„Erst morgen in der Frühe... aber es ist gefährlich, dorthin zu gehen, die Dortigen sind schlau wie die Schlangen und erbarmungslos wie die Hyänen... wie viele arme Burjaten haben sie ermordet."

„Das ist gleichviel, morgen müssen wir hin!... aber was jetzt thun? Können wir noch in's Lager zurück?"

„Das können wir... der Lama wird Euch einen Weg zeigen, der uns bis Mitternacht das Lager erreichen läßt."

Traurig genug war der Rückweg; bei dem Gedanken an Ludow's Schicksal krampfte sich das Herz Skuratow's zusammen. Jswolskij aber bewegte mächtig der Gedanke, wie Eugenie Nikolajewna die Nachricht über das Schicksal Ludow's tragen werde.

Der Gefangene.

Ueber dem Flusse Sokondo hing der Nebel dicht wie Rauch, doch berührte er den im Mondlicht wunderbar erglänzenden Spiegel des Flusses nicht, sondern zog als leichte Wolke über denselben hin.

Kein Laut störte die Stille der Nacht; selbst der Fluß strömte ruhig, so vorsichtig durch das Schilf seines Bettes, daß dieses kaum rauschte; nur wenn mitunter eine Welle, die andere einholend, sie überstürzte, tönte ein leises, schwermüthiges Rauschen durch die Nacht.

Auf dem Vorposten der Mörder lag Alles in tiefem Schlaf; das Feuer war heruntergebrannt und leuchtete nur von Zeit zu Zeit etwas auf, wenn ein Windhauch ihm neuen Schein verlieh, welcher die um dasselbe Schlafenden plötzlich in der Dunkelheit erkennen ließ.

Weiter ab vom Feuer lag Ludow, an Händen und Füßen erbarmungslos gefesselt. Die hundertjährige Ceder, unter der er lag, deckte ihn mitleidig mit ihrem Nadeldach.

Von Zeit zu Zeit lief ein Zucken durch seinen Körper; seine weit geöffneten Augen starrten stier und bewußtlos in die Ferne hinaus; nicht ein Seufzer war's noch ein Schrei, was sich seiner Brust entwand, sondern ein Name, den seine Lippen unaufhörlich auszusprechen sich vergeblich bemühten. Sein Körper brannte wie im Fieber, die aneinander geklebten Lippen lechzten vergeblich nach Wasser.

Ohne daß er zum Bewußtsein gekommen wäre, hatte ihn gestern der „Tummler" den weiten, schweren Weg hierher geschleppt, vergebens hatte derselbe alle die Volksmittel angewendet, Bewußtlose zu sich zu bringen: den ätzenden Rauch des sibirischen Tabaks ihm in die Nase geblasen, den Kopf mit eisigem Wasser übergossen—die geöffneten Augen Ludow's starrten immer bewußtlos in die leere Luft hinaus. Seine Kopfwunde, wie die in der Eishöhle verbrachte Nacht hatten seine kräftige Natur gebrochen.

Nachdem er beim Vorposten abgeladen war, dachte auch Niemand mehr an ihn.

„Krepirt er — nun, was thut's!" meinte ruhig der „Verfluchte," als er einen letzten Blick auf ihn warf.

Zur Vorsicht hatten sie ihn gebunden, damit er nicht etwa, wenn er in der Nacht erwache, davonlaufe; der „Tummler" hatte ihm noch aus Mitleid einen Haufen weichen Mooses, wie es in Ostsibirien überall solches giebt, unter den Kopf geschoben.

Am nächsten Tage mußte die Ablösung kommen; dann kehrte der „Verfluchte" mit seinen Gesellen in's große Lager zurück, wohin sie auch Ludow mitnehmen wollten, da er immerhin für eine große Summe losgekauft werden konnte.

Es war gegen Mitternacht; in der Biegung des Flusses näherte sich ein Schatten dem Ufer; als derselbe, lautlos hingleitend, in den Bereich des Mondlichtes gerieth, konnte man einen Kahn erkennen, wie er in Ostsibirien bei Expeditionen auf Flüssen gebraucht wird; ihn lenkte eine sichtlich ortskundige Hand dem Ufer zu.

Nur ein Mann saß im Kahne; die Linie des Lagers erreichend, drehte er mit gewandter Bewegung den Kahn dem Ufer zu, sprang auf die Landzunge hinaus, auf welche er auch sein leichtes Fahrzeug nachzog, dem er sein Gewehr entnahm, um sodann auf das Lager zuzuschreiten.

Fahl beleuchtete den Ankömmling heller Mondenschein. Er war von hohem, kräftigem und schlankem Wuchse; der lange, leichte Rock ließ denselben trefflich hervortreten; sein Haupt deckte ein grauer Hut mit mächtigen Rändern, über der rechten Schulter hing ein Gewehr, über der linken eine lederne Jagdtasche. Das Gesicht war, von den Huträndern beschattet, unerkennbar, doch konnte man nach Gang und Haltung schließen, daß er ein junger Mann sein mußte. Auf seiner Brust blitzte im Mondlichte ein großes goldenes Kreuz an metallener Kette, welches grell gegen die dunkle Kleidung abstach.

Der Ankömmling schien die Gegend gut zu kennen, denn er schritt gerade auf das Lager zu, doch nicht über die offene Wiese, sondern durch die Büsche direct zu der Stelle, wo die Sträflinge schliefen, denn nur so konnte er unbemerkt sich nähern.

Sein mit weichen Lederstiefeln bekleideter Fuß trat so leise auf, daß er vollkommen unbemerkt sich den Schlafenden nähern konnte.

„Immer noch die Alten," flüsterte er leise, den Schlafenden prüfend in's Antlitz schauend. „Denjenigen, welchen ich hier zu finden hoffte, sehe ich nicht; wahrscheinlich kommandiren sie Wassilij nicht zum Kordon, weil sie ihm nicht voll vertrauen."

Da der Gesuchte nicht da war, wollte er schon wieder Kehrt machen, als plötzlich ein leises Stöhnen von rechts her seine Aufmerksamkeit fesselte, und schnell bewegte er sich in der Richtung des Erbarmen fordernden Tones hin.

Unter den vielzähligen Zweigen der Ceder sah er einen Menschen liegen, dessen Angesicht der Mond hell beleuchtete; die Augen, weit geöffnet, starrten wie todt hinaus; der Brust entrang sich von Zeit zu Zeit ein leises Stöhnen.

Voll Theilnahme und Mitleid neigte sich der Fremdling über Ludow, sichtlich bemüht, die Züge des Gesichts zu entziffern, dessen Intelligenz ihn in Staunen versetzte.

Die feinen Züge, die hohe, offene Stirn sagten ihm deutlich, daß er Jemand vor sich habe, welcher der Gesellschaft der Sträflinge absolut fremd sein müsse. „Doch wer ist er?" dachte er und in diesem Augenblick bemerkte er die Stricke, mit welchen Ludow gefesselt war, und der starke Mann zuckte zusammen.

„Also irgend ein neues Opfer der Elenden!" flüsterte er, neben Ludow auf die Kniee sinkend.

Er legte die Hand auf Ludow's Haupt und sprach leise zu ihm; der Unglückliche antwortete aber nur durch Stöhnen. Der Fremdling zog sein Messer, mit dessen Klinge er die krampfhaft auf einander gepreßten Zähne Ludow's öffnete, und goß ihm einige Tropfen einer Flüssigkeit in den Mund; Ludow machte eine leise Bewegung, sein Auge zeigte plötzlich einen Strahl der Besinnung.

„Wasser!" flüsterte er, kaum hörbar.

Der Fremdling reichte es ihm und gierig nahm Ludow einige Schluck; das Wasser schien ihn zu beleben.

„Wo bin ich?...... Wer sind Sie? Bin ich denn nicht todt?" fragte er mit leiser Stimme. „Wer hat mich gebunden?" fügte er hinzu, als er bemerkte, daß ihm Hände und Füße mit Stricken zusammengeschnürt waren.

„Sie sind krank, aber jetzt ist ein Freund bei Ihnen," flüsterte der Fremde, ihm die Hände befreiend.

Ludow wollte sich bewegen, aufstehen, aber die Kräfte versagten, und schwer sank er wieder zurück.

„Wer sind aber Sie und wie sind Sie hierhergekommen?" fragte der Fremde.

Ludow berichtete ihm kurz über Alles bis zu dem Augenblick, wo er das Bewußtsein verloren hatte.

„Jetzt begreife ich, wie Sie hierhergekommen sind," sagte der Andere, als Ludow seine Erzählung schloß. „Sie wurden von denjenigen gerettet, deren Handwerk sonst nur der Mord ist."

„Und wer hat mich gerettet?" fragte seinerseits Ludow.

Der Fremde gab ihm über die Retter vollen Aufschluß, und seine Combinationen waren völlig richtig, überhaupt konnte man jedem seiner Worte entnehmen, daß er die Taiga wie ihre Bewohner genau kenne.

Ludow hörte aufmerksam zu, den Blick vom Gesicht des Fremden nicht wendend, dessen Rede ihm so ungemein lieblich erschien; mit den ersten Worten hatte er Ludow Vertrauen eingeflößt, seine ganze Sympathie gewonnen.

„Doch jetzt erzählen Sie," sagte Ludow sich an ihn wendend, „wie Sie hierhergekommen sind?"

„Ich bin ein bescheidener Diener Jesu Christi, Missionär in diesem Bezirk; ich durchziehe die ganze Taiga und kam zufällig hierher, um einen Menschen zu retten."

„Und Sie retteten mich," unterbrach ihn Ludow lebhaft, ihm die Hand entgegenstreckend.

„O! Sie sind noch lange nicht gerettet."

„In welcher Gefahr soll ich mich denn befinden? Ich verstehe nicht."

„Die Sträflinge hätten Sie nicht am Leben gelassen, wenn sie nicht eigene Zwecke dabei verfolgten........sie werden Sie so leicht nicht freigeben."

„Ich kann ja aber jetzt fliehen, da sie noch schlafen," und Ludow wollte sich wieder erheben, mit lautem Gestöhn aber sank er wieder zurück.

„Sehen Sie! Sie sind noch zu schwach, um an die Flucht denken zu können. Bis zu Ihrem Lager am Chala-See sind es mehr denn fünfzehn Werst durch's Gebirge. Selbst mit meiner Hilfe konnten Sie diesen Weg nicht machen."

„Was werde ich aber dann anfangen?" rief Ludow verzweiflungsvoll aus.

„Verlassen Sie sich auf mich, ich werde Alles für Ihre Rettung thun; vor Sonnenaufgang sollen die Ihrigen schon über Ihre Lage Kunde haben und Ihnen Hilfe bringen."

„Ich kann Ihnen nur danken," sagte Ludow, „in der That bin ich zu schwach, um im Augenblick zu fliehen."

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen — wenn auch nur zum Schein — die Hände binde, sonst bekommen die Sträflinge Wind und das wäre schlimm........ Stellen Sie sich bewußtlos.... ich mache mich gleich auf den Weg. Auf baldiges Wiedersehen."

„Kommen Sie in's Lager.........sagen Sie Eugenie Nikolajewna, daß ich am Leben bin.........sie soll meinetwegen ruhig sein........beruhigen Sie sie...." Ludow hielt nachdenklich inne. —„Nein, übrigens, weiter nichts!" endete er, reichte dem Fremden die Hand und schloß erschöpft die Augen. Einen Gruß Ludow zuwerfend und die Schlafenden noch einmal prüfend anschauend, glitt der Missionär wie ein Schatten zu seinem Kahn, stieß ihn leise in's Wasser und ruderte ihn schnell in der Richtung auf den Chala-See fort. An der Stelle vorüberkommend, wo Ludow lag, erhob er das Kreuz segnend.

„Der Himmel behüte Dich!" flüsterte er leise und lenkte den Kahn zur Mitte des Flusses.

Zweiter Theil.

Der Schwur.

Traurig verbrachte Eugenie Nikolajewna den Tag. Vergebens war sie bemüht, auch nur für Minuten sich zu beruhigen, Ludow zu vergessen — stets erstand der schreckliche Traum der letzten Nacht neu vor ihrer Seele.

Gegen Abend steigerte sich ihre Unruhe bedeutend; zu der quälenden Ungewißheit über das Schicksal Ludow's gesellte sich noch die Angst um den Bruder. Die fürchterlichen Donnerschläge erregten Grausen in ihr, und waren diese Schläge hier am See auch bedeutend schwächer, so ließ sie doch schon das Schauen des fernen, aber vom Lager aus vortrefflich sichtbaren Gewitters erzittern.

Erst nach Mitternacht glaubte sie das Geräusch herannahender Schritte zu hören; sie lief längs dem Flußpfade dem Walde zu und wirklich sah sie bald den Bruder vor sich.

Ein Blick auf die Zurückkehrenden genügte, um sie zu überzeugen, daß Ludow nicht bei ihnen sei.

„Wo ist er?" war die erste Frage, mit welcher sie sich an den Bruder wandte.

So gern sie das Mädchen geschont hätten, mußte ihr doch die traurige Wahrheit mitgetheilt werden; sie erzählten Alles, was sie in den Bergen gesehen und was sie auf Ludow's Spuren gebracht.

Je länger nun des Bruders ausführlicher Bericht dauerte, desto merkbarer nahm das Gesicht des Mädchens einen eigenthümlichen Ausdruck an, es schien zu erstarren: der Ausdruck stumpfen Jammers—schrecklich, weil ihm jedes Wort fehlte.

Während Skuratow mit der Schwester sprach, stand Jswolskij seitwärts und beobachtete das Mädchen scharf. Da er im Schatten stand, konnte sie ihn nicht bemerken, um so besser sah er sie.

Das tiefste Mitgefühl, gemischt mit noch einem anderen dunklen, unverständlichen Gefühl, bewegte seine Brust stärker und stärker; wie gern wäre er dem Tod in die Arme gestürzt, wenn er dadurch dem Mädchen diese schweren Minuten hätte ersparen können.

„Was thun! Was thun?"... rief sie, als der Bruder seine Erzählung beendet, im Tone der tiefsten Verzweiflung. „Was es auch koste, Bruder, er muß gerettet werden", fügte sie endlich hinzu.

„Morgen, bei Tagesanbruch, gehen wir den neuen Fährten nach; es ist noch zu früh, um zu verzweifeln", bemühte sich Skuratow sie zu beruhigen, „ich habe soeben Anordnungen getroffen, daß beim ersten Tagesscheine Alles bereit ist!"

Er ging zu den Führern, welche mit dem Lama bei'm Feuer wärmten.

Eugenie Nikolajewna saß traurig und wortlos da; gedankenlos starrten ihre Augen in die verglimmenden Kohlen des heruntergebrannten Scheiterhaufens; die zurückgehaltenen Thränen schnürten ihr die Kehle zu, krampfhaft zuckte ihre schöne Gestalt zusammen.

Jswolskij beobachtete sie still, dunkle Schatten zogen über sein Gesicht. Plötzlich war es ihm klar geworden, wie theuer ihm dieses Mädchen, welch' ein ungewohntes Feuer sie in seiner Brust entzündet, doch war er sich wohl bewußt, daß ihr Herz sie nicht zu ihm hinzog. „Möge sie nur glücklich werden!" rief er in plötzlichen Drange des überwallenden Gefühles. Mit wenigen Schritten durchmaß er die ihn hemmende beschattete Strecke und stand plötzlich vor dem Mädchen.

„Eugenie Nikolajewna!" sprach er leise, indem er sich ihr näherte.

Sie zuckte zusammen und wandte sich nach ihm um.

„Ach! Sie sind es, Jswolskij, ich hatte Ihr Kommen nicht gehört", sagte sie, sichtlich bemüht, ihr Gesicht zu bemeistern.

„Ich will Sie bitten, mich als Ihren ergebenen Freund zu betrachten."

Eugenie Nikolajewna lächelte.

„Ich habe keinen Grund, das zu bezweifeln, und werde Sie stets gern als meinen Freund betrachten."

Jswolskij, in Gedanken versunken, antwortete nicht gleich auf diese Worte.

„Sie werden mich also als Ihren Freund ansehen und an mich glauben? Sie zürnen mir nicht?........ Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir theuer im Leben gewesen ist, ich rette Ludow oder gehe selbst unter........ Sie dürfen vollkommen ruhig sein," fügte er mit plötzlicher Entschlossenheit hinzu.

„Ich danke Ihnen!"..... Sie haben mich dem Leben wiedergegeben.........Ich liebe ihn!......" Sie hatte es laut ausgesprochen, was sie anderen nie hatte offenbaren wollen; sie bemerkte nicht, wie Jswolskij's Gesicht sich krampfhaft, wie in übermächtigem Schmerze, bei diesem Geständniß verzog. Sollte es Hoffnungen in seiner Seele zerstört haben?

Nach einer Sekunde war er schon wieder Herr seiner selbst, und mit ruhiger Stimme fuhr er fort:

„Gedenken Sie meines Schwures und beruhigen Sie sich!"

Nochmals drückte er innig ihre Hand und ging dann, ihr „gute Nacht" wünschend, in sein Zelt.

Im Lager herrschte tiefes Schweigen, das nur mitunter durch ein lautes Schnarchen der burjatischen Führer und das Knurren der Hunde gestört wurde. Jswolskij lag, in seine Burka gehüllt, doch floh ihn der Schlaf. Der Gedanke an Eugenie Nikolajewna und Ludow ließ ihn nicht ruhen, erst bei Tagesanbruch kam ein Selbstvergessen über ihn. —

„Der Fuchsschwanz."

Der Missionär wanderte dem Lager direkt zu. Mit Hilfe seines Kompasses bestimmte er die Richtung, in welcher der See liegen müsse, wo das Lager sich befand, bis zu welchem seiner Rechnung nach noch zwei Werst sein mußten; also bis Tagesanbruch war es möglich, das Ziel zu erreichen.

Kaum hatte er einige Schritte gethan, als ein leichtes Geräusch vom jenseitigen Ufer des Flusses seine Aufmerksamkeit erregte. Er blieb aufhorchend stehen. Dem scharfen Gehör des Taiga-Bewohners war es leicht, die Ursache des Geräusches zu erkennen.

„Es gehen dort einige Menschen!" sagte er vor sich hin. „Sind es die Freunde des jungen Mannes?"

Noch einige Minuten horchte er gespannt hinaus. „Nein, das sind die Wölfe der Taiga, der Schritt eines Europäers wäre viel geräuschvoller! Dort schreiten Füße, die, an Vorsicht gewohnt, keinen Zweig zertreten, der auf dem Wege liegt."

Jetzt drang auch ein leichter, metallischer Klang zu ihm herüber.

„Sie sind bewaffnet!.... Ich muß sehen, was es für Leute sind."

Mit Vorsicht drang er bis zum Fluß vor, und von mandschurischen Nußbäumen bedeckt, beobachtete er die Vorgänge auf dem jenseitigen Ufer.

Vorsichtig wurde dort das Gebüsch auseinandergezogen und es schaute ein Kopf hervor mit einer Fuchsmütze bekleidet, von welcher ein buschiger Schwanz herabhing. Das Gesicht war roth aufgedunsen, funkelnde Fuchsaugen musterten schnell die Umgebung, als ob sie einen Hinterhalt fürchteten.

(Fortsetzung folgt.)

Gartenfarmen in Louisiana.

Noch vor wenigen Jahren gab es in Louisiana Gärtnereien nur in der Nähe der größten Städte, wie z. B. New Orleans, doch hat sich dies seither ganz wesentlich geändert. Man findet allein im unteren Theile des Staates zehn „Parishes", welche sich hauptsächlich der Obst- und Gemüsecultur widmen. Besonders thun sich in dieser Beziehung die Kirchspiele Tangipahoa, Jefferson und Orleans hervor, wo hauptsächlich Beerenfrüchte gezogen werden, während in den Kirchspielen Plaquemines, Saint Bernard, Terre Bonne und Assumption im südlichen Theile des Staates und westlich in den Kirchspielen Calcasieu und Caddo hauptsächlich Gemüse gezogen werden, wie z. B. Kartoffeln, Zwiebeln, Knoblauch, Kohl u. s. w. Gemüse dieser Art kann auf leichte Weise nach New Orleans befördert werden, ohne Schaden zu erleiden, während zartere Gemüsesorten durch den Transport erhebliche Einbuße erleiden müßten. In der letzten Zeit sind jedoch in Louisiana viele neue Eisenbahnen gebaut worden, und dieser Umstand hat ganz bedeutend dazu beigetragen, den Gartenfarmen im Staate einen guten Aufschwung zu verleihen.

Der Gartenbau im Süden ist ganz anders, als in den nördlichen Staaten. Kartoffeln werden gewöhnlich bereits im December gepflanzt, und die Pflanzungs-Periode erstreckt sich tief bis in den Monat Januar hinein. Die Kartoffelernte findet im Monat April oder Mai statt, dann werden in denselben Boden Süßkartoffeln gepflanzt, die regelmäßig noch vor Eintritt des Winterfrostes ihre volle Reife erlangen. Häufig genug ereignet es sich sogar, daß nach der Einheimsung der Süßkartoffeln auf dasselbe Land Getreide, wie z. B. Hafer, gesäet wird. Der Hafer wird nicht immer reif, aber man kann ihn jedenfalls sehr gut als grünes Winterfutter für den Viehstand verwenden. Es ist eine Thatsache, daß manche Ländereien in Louisiana keinen einzigen Tag im ganzen Jahre unbestellt sind und fortwährend tragbar sein müssen.

Außer den Kartoffeln wird auch der Zucht der Zwiebeln in Louisiana große Sorgfalt gewidmet. Man pflanzt sie früh im Herbst oder spät im Sommer in Beeten aus. Sie beanspruchen nur geringe Pflege. Im Winter giebt es in den Gärten nur wenig Unkraut, und man braucht nur ab und zu den Boden aufzulockern, um eine gute Ernte zu erzielen. Gewöhnlich liefert ein Acker 75 Barrels Zwiebeln. In New Orleans bringt ein Barrel $2 bis $2.50 ein, in den nördlichen Märkten ungefähr einen Dollar mehr. Der Verkauf der Zwiebeln von Louisiana ist thatsächlich uneingeschränkt, da bei dem Reifwerden derselben frische Zwiebeln in den Märkten des Nordens fehlen.

Kohl wird jetzt in den Gemüsegärten Louisianas auch viel gepflanzt. Er wird hauptsächlich in den Monaten April und Mai nach dem Norden versandt. Das Hundert Köpfe kostet in New Orleans je nach der Größe $5 bis $10; in Chicago und anderen Städten des Nordens bringt es im Großverkauf $8 bis $12 ein.

Auch Erbsen werden in Louisiana vielfach gepflanzt und bringen in den Märkten des Nordens gute Preise. Kisten die ein Drittel eines Bushe's grüner Erbsen enthalten, werden im Norden zu 75 Cents bis $1.25 per Box verkauft. Man muß sich jedoch mit der Versendung beeilen, weil Späterbsen nur sehr schwer und manchesmal sogar nur mit Verlust zu verkaufen sind.

Viel lohnender ist der Anbau grüner Bohnen. Jedes Jahr werden Tausende von Kisten mit diesem beliebten Gemüse aus New Orleans nach dem Norden versandt, hauptsächlich nach Chicago. Auch bei den Bohnen gilt dasselbe, wie bei den Erbsen: die frühen Sorten bringen einen guten Gewinn, während man an den späten nur Verluste erleidet.

Guter Blumenkohl bringt im Markte stets einen anständigen Preis, und die niedrig gelegenen Ländereien in vielen Kirchspielen Louisianas sind vermöge ihrer Feuchtigkeit für den Anbau dieser Frucht ganz besonders geeignet. Im Großverkauf werden in New Orleans für ein Dutzend Köpfe Blumenkohl $3 bis $6 erzielt. Im Kleinverkauf stellt sich der Preis auf das Doppelte.

Auch die Artischocke ist in New Orleans und im südlichen Louisiana ein sehr beliebtes Gemüse. Sie wächst dort ganz ausgezeichnet, und wird vielfach zum Einmachen in Blechkannen benutzt. Diese Industrie erweist sich als lohnend, und es ist fast unmöglich, die Nachfrage nach eingemachten Artischocken zu decken. Auch die Gurkenzucht wirft manchmal ein ganz bedeutendes Erträgniß ab.

Californische Weine.

Die Pacificbahnen haben sich jetzt insgesammt entschlossen, den Preis für die Frachtbeförderung von Wein nach Chicago und ähnlich weit entlegenen Städten um 80 Cents bis $1.00 per Hundert Pfund zu ermäßigen. Nach New York haben sie den Preis für die Fracht um $1.00 bis $1.25 herabgesetzt. Es handelt sich dabei um Wein in Fässern, so daß also die Versendung von Wein aus San Francisco nach New York gegenwärtig um etwa 9 Cents per Gallone billiger zu stehen kommt.

Californischer Wein sollte überhaupt sehr billig sein. Der Weinhändler in San Francisco, Los Angeles u. s. w. bezahlt dem Weinbauer im Lande höchstens 16 Cents für die Gallone. Er hält die Waare auf Lager, so lange er dies thun kann, und verkauft sie später an den Kaufmann im Osten für ungefähr 35 Cents die Gallone. Mit der Fracht kommt die Gallone dem Großhändler im Osten auf 44 Cents zu stehen, und er macht ein ganz gutes Geschäft wenn er vom Kleinhändler 50 Cents für die Gallone erhält. Er kann für diesen Preis einen ganz ausgezeichneten Tafelwein liefern.

Neuerdings wird von Californien aus der Rath ertheilt, californische Weine möglichst nur in Flaschen zu kaufen, die bereits an Ort und Stelle aufgefüllt und mit dem vom Staate Californien vorgeschriebenen Siegel gestempelt sind. Auf diese Weise entgehe man der Gefahr, nachgemachte oder gepantschte Waare für echten Wein zu erhalten. Kauft man den Wein im Faß, dann ist man nicht sicher, ob nicht ein Theil des ursprünglichen Inhalts aus dem Fasse entfernt und durch eine Mischung von Alcohol, Glucose und Wasser ersetzt worden ist, ohne daß der gesetzliche Weinstempel beschädigt worden wäre. Nach dem jetzigen Gesetze ist immerhin eine Verfälschung des Weines in Fässern möglich, und man kann sehr leicht den Inhalt des Fasses verändern, ohne den vom Staate vorgeschriebenen Zettel zu beschädigen.

Das sicherste Mittel, wirklich gute californische Weine zu bekommen, besteht allerdings darin, daß man nur von soliden Firmen kauft, die kein Interesse daran haben, ihren guten Ruf durch schlechte Waare zu schädigen. Es sind nicht immer die reichsten Weinhändler, welche zugleich auch die reellsten sind. Kauft man aus einem soliden Geschäft in San Francisco Wein, der auf Flaschen abgezogen und vorschriftsmäßig etiquettirt ist, dann erhält man für $2.50 bis $3.00 ein Dutzend Flaschen wirklich reinen Weines.

Verschiedenes.

— Von einer großen Gefahr, der die deutsche Kreuzerkorvette „Sophie" Mitte März d. J. in der Nähe der Kapstadt entgangen ist, giebt ein in der „Eisenacher Zeitung" veröffentlichter Privatbrief eines Marinesoldaten folgende aus Kapstadt, 27. März, datirte lebhafte Schilderung: Nach ungefähr vierzehntägiger Reise kamen wir am 15. ca. abends gegen 6 Uhr in den hiesigen Hafen nachdem wir fast einen ganzen Tag vergebens bei kolossalem Nebel versucht hatten, den Eingang zu erzwingen. Auf jeder Oberbramraa 2 Posten und fortwährend mit der heulenden Sirene signalisirend, hielten wir uns gegenseitig ziemlich von einander ab, waren jedoch so nahe unter Land gekommen, daß wir gegen 4 Uhr, als sich der Nebel auf ein paar Minuten senkte, zu unserem größten Schrecken sahen, daß wir direct in die Brandung hineinsteuerten. „Ruder hart Backbord", „Vorsegelschooten über", „Schratsegel los", waren die ersten Kommandos des wachthabenden Offiziers, und schnell waren sie ausgeführt, doch, o weh, das Schiff steuerte nicht, die Strömung ist zu stark; doch jetzt kommt Brise, die Segel killen und schon stehen sie voll, lautlose Stille herrscht, die Maschine geht voll Dampf rückwärts, der Kapitän ist an Deck gekommen und übersieht mit großer Ruhe die drohende Gefahr. Endlich gehorcht das Schiff dem Ruder und langsam drehen wir durch, doch leider schon zu dicht am Strande, um gänzlich wieder frei zu kommen. Der Wind, der erst unser Retter war, wurde jetzt so steif, daß kein Segel mehr stehen könnte, unsere Rettung war natürlich nur die Maschine, die mit drei Kesseln arbeitete. Die anderen drei Kessel waren nur aufgebänkt. „Wie viel Umdrehungen macht die Maschine," donnerte der Kommandant durchs Sprachrohr, und „69" war die Antwort. „Alle Kessel anstecken, so viel Umdrehungen wie möglich!" Alle Reservoirs und Masten in dem Heizraum, alles entbehrliche Holz in die Feuer, und von Minute zu Minute stieg der Dampf, doch auch der Sturm ließ noch nicht nach. Schraube 80 Touren, 87, 90, 95, 102 und endlich 108, was noch nie dagewesen. „Ruhig, immer ruhig, Leute, wir haben noch eine gute Maschine im Schiffe, sind erst 1½ Meilen getrieben, wir halten es aus," sagt der Kapitän; da pochte doch manchem das Herz. Es fiel dichter Nebel, daß man seinen Nebenmann nicht unterscheiden kann, hinter uns die tobende sich brechende Brandung, vor uns eine Brise, die mit Leichtigkeit die Dächer Eisenachs in wenigen Sekunden abgedeckt hätte.—Doch unser schmuckes Schiffchen hielt sich und nachdem wir ca. 1 Stunde mit aller Kraft gegen angedampft hatten, lichtete sich abermals der Nebel und die „Sophie" war außer Bereich der Gefahr. So erreichten wir gegen ½6 Uhr glücklich das Geschwader, das gar keine Ahnung hatte von der Gefahr, worin wir uns befunden. Das Wetter war jetzt aufgeklärt, doch hielt der Wind noch an und wir erreichten nach 1stündiger Fahrt den Hafen, doch mußten wir beide Anker auswerfen, da der Seegang noch zu stark war. Einige Tage später gingen wir an die peere und liegen jetzt im Trockendock, wo unser Kahn außenbords gereinigt wird.

— In Reschin, einer größeren Stadt des Gouvernements Czernigoff, ereignete sich Ende vorigen Monats ein schreckliches Unglück. Bei der Eröffnungs-Vorstellung des Moskauer Circus der Gebrüder Nikitin war derselbe bis auf den letzten Platz ausverkauft. Während der Vorstellung erhob sich plötzlich ein heftiger Gewittersturm, welcher das Dach an mehreren Stellen zertrümmerte und loslöste. Infolge der Beschädigung der Dachpfeiler, zerbrachen die daran hängenden Petroleumlampen und ergossen ihren brennenden Inhalt auf die flüchtende, hilfeschreiende Menge, Alles suchte den Ausgang zu erreichen, wobei sieben Menschen förmlich zerquetscht und mehrere Hundert mehr oder minder schwer verwundet wurden. Nur dem Umstande daß das Galeriepublikum mit aller Kraft die Holz- und Leinwandwände des Circus festhielt und der von allen Seiten hereinströmende Regen das an verschiedenen Stellen auflodernde Feuer auslöschte, ist es zu danken, daß nicht das ganze Haus mit den zweitausend Besuchern ein Opfer der Flammen wurde.

— Auf merkwürdige Weise ist vor Kurzem in Rom ein junger Deutscher, der in nervös erregtem Zustande dort in einem Schweizer Hotel abgestiegen war, vom Tode gerettet worden. Er hatte das Erdbeben in Nizza mit erlebt, und seine Nerven waren durch den Schreck nachhaltig erschüttert worden, so daß er in beständiger Furcht vor neuer Gefahr schwebte. Eines Tages öffnete er sein Fenster und war im Begriff sich hinauszustürzen, als ein gegenüber wohnender Schuhmacher ihn bemerkte und die große Geistesgegenwart besaß, ihm zuzurufen: „Halt! Halt! Ich will Ihnen eine Leiter bringen!" Das geschah, und der Gast kletterte nun ohne Schaden zum Fenster hinaus, wurde aber demnächst in's deutsche Hospital gebracht und ärztlicher Behandlung übergeben.

— In Folge des anhaltenden Regenmangels in einem großen Theile von Kleinasien herrscht daselbst eine unerhörte Dürre, welche schon jetzt das Aergste für die Ernte befürchten läßt. Am härtesten ist die Provinz Adana betroffen, deren gesammter Bodenertrag bereits vernichtet ist, so daß unter der dortigen Bevölkerung tödtliche Hungersnoth wüthet. Ueber das dort herrschende Elend giebt ein Schreiben Aufschluß, welches ein Herr Montgomery an den Vorsitzenden der Constantinopeler amerikanischen Orientmission gerichtet hat. Dasselbe besagt, daß im Umkreise von 20 Meilen um Adana kein Kornfeld mehr anzutreffen ist, und daß die Trockenheit nicht nur die Gerstenernte, sondern auch allen Wiesenwuchs vernichtet hat. In Folge dessen kam ein großer Theil der Hausthiere um, und die wenigen überlebenden mußten in die Gebirge getrieben werden. Aber auch die Baumwoll-Ernte, welche die Wohlstandsquelle der Bevölkerung bildet und allein an türk. Pfd. 800,000 ergiebt, ist zerstört und nicht minder werden dies Jahr auch die Weingärten brach liegen. Es fehlt also durchaus an Nahrungsmitteln, doch auch an Geld und in Folge dessen an Arbeit und Verdienst. An 100,000 Taglöhner, welche sonst bei den Ernte-Arbeiten Beschäftigung fanden, müssen feiern, und nicht besser ergeht es der übrigen Bevölkerung. Wie groß unter solchen Umständen das Elend ist, geht schon daraus hervor, daß auf etwa zehn Menschen der Bevölkerung acht Taglöhner und Handwerker entfallen. Alle diese Leute sind buchstäblich ohne Nahrung und erhalten sich nur dadurch kümmerlich am Leben daß sie Stück für Stück ihrer Habe veräußern. Einzelne wohlhabende Familien müssen schon seit Wochen sich von Brod nähren. Die Pforte hat eine Commission ernannt, welche sich unverzüglich nach Adana zu begeben hat, um die Größe des Nothstandes zu erheben und den Umfang der seitens der Regierung einzuleitenden Hilfsaction festzusetzen. Es ist dies das erste Mal, daß die Pforte in ähnlicher Sache eine Initiative ergreift, denn während der Hungersnoth im Jahre 1879 betheiligte sie sich an der Hilfsaction erst nachdem eine solche von englischer und französischer Seite eingeleitet worden war.

Neue Charakteristik.

Der urtheilt nach dem Angesicht,
Nach Nase, Kopf und Stirne,
Der andere ganz alleine giebt
Das Urtheil nach dem Hirne.

Der Dritte aus der Schrift sogar
Will Menschenwerth erkennen,
Der Vierte will allein das Haar
Charakteristisch nennen.

Ich hab mein Urtheil mir gewählt
Allein nur nach den Speisen,
Die jeder, Mann und Frau verzehrt
Und will's sogleich beweisen.

Wer Käse liebt, wo dutzendweis
Die Mädchen d'rin sich sonnen,
Nur der genießt wohl nimmer grad
Des Bräutigamstandes Wonnen.

Wer auf den Käse Zwiebeln streut,
Nimmt Senf zur Chokolade,
Der ißt, wenn er nicht „englisch" ist,
Schon etwas komisch grade.

Wer Pökelfleisch mit Mandelmilch
Als höchstes Gut betrachtet,
Des Geist ist sicher, glaubt es mir,
Bedenklich schon umnachtet.

Wer wo er kann zu Wasser greift,
Wo Wein er könnte trinken,
Der will mir auch als Klügster grad
Durchaus wohl nicht bedünken.

Wer Schnaps in großen Massen trinkt,
Bis täglich er besoffen,
Kann schwerlich auf Beförderung
Zum Kriegsminister hoffen.

Wer Eisbein ißt und Sauerkohl
Und dreimal kann's vertragen,
An einem Tag, der sicher doch
Hat keinen schwachen Magen.

Wer Süßigkeiten hoch verehrt
Als höchstes Gut auf Erden,
Der ist wahrscheinlich schon verliebt
Vielleicht will er's erst werden.

Wer Gänsebraten täglich speißt
Und auch vom Wein nie nüchtern,
Der zählt im Allgemeinen nicht
Wohl zu den armen Dichtern.

Kurzum so manchen kühnen Schluß
Gestattet diese Weise,
Denn jeder Mensch ist das Produkt
Von seiner Lieblingsspeise.

— Ein urgemüthliches Verhältniß scheint zwischen den Lesern eines Blattes in Mülheim a. d. Ruhr und der Redaktion zu herrschen. Das Blatt schreibt: „Aus zuverlässiger Quelle vernehmen wir — nichts, denn 's ist halt 'mal wieder gar nichts passirt in unserer guten Stadt, was wir wichtig oder interessant genug fänden, den lieben Lesern aufzutischen. Bei dem schönen Wetter macht dies hoffentlich nichts aus, und werden die liebenswürdigen Leserinnen und geschätzten Leser es jedenfalls vorziehen, statt von zwei oder drei Spalten unglaublicher Unglücksfälle, Heirathsgesuche, oder höhere Politik in der Buckowina ꝛc. ꝛc. zu lesen, einen Spaziergang zu machen, um die herrliche Luft, den Blumenduft und Vogelgesang zu genießen. Wer dazu aber keine Lust haben sollte, nun, der mag sich meinetwegen einen Band vom Konversationslexikon holen und darin den Artikel über Hypochondrie und Leberleiden studiren. Bei nächstem Regenwetter werden voraussichtlich wieder viele höchst sensationelle Neuigkeiten eintreffen..."

— Zartes Ehrgefühl. Tante (die zum Besuch gekommen ist): Warum weinst Du denn so, Mäxchen, Du hast wohl Schläge bekommen? Mäxchens Vater: Er ist unartig gewesen und hat Schelte gekriegt, ist aber diesmal noch den Schlägen entgangen.—Tante: Nun, so sei froh und höre auf mit Weinen. (Zu den Eltern) Der Knabe hat ein zartes Ehrgefühl. Mäxchen (immer heftiger weinend, schluchzt endlich): Ja, Tante, wenn ich keine Schläge kriegt habe, giebt mir Mama keine Bonbons.

— Aus Sparsamkeit. A: „Wie kommt es denn, daß Sie sich jetzt auf einmal einen Bart stehen lassen? — B: „Aus Sparsamkeitsrücksichten. Das ewige Rasiren kostet zu viel Geld!" — A: Aber Sie rasirten sich doch selbst!" — B: „Das schon — aber bedenken Sie nur das viele Geld, das ich für Heftpflaster ausgegeben!"

— Nobel. — „Liebes Kind, ich habe Dir vorige Weihnachten den hübschen Mantel geschenkt, den Du Dir gewünscht hast..." — „Ach ja, gnädige Frau Baronin, ich habe mich außerordentlich darüber gefreut!" — „Das ist mir lieb! Nun schenke ich Dir diese Weihnachten das Geld, damit Du den Mantel bezahlen kannst!"

— Nett. — Sie: Sag' einmal, lieber Richard, sehnst Du Dich wirklich nie nach dem Junggesellenleben zurück, gefällt es Dir wirklich so sehr in unserer Ehe? — Er: O, es gefällt mir wirklich so fabelhaft, daß ich mich, im Falle daß Du stürbest, sofort wieder verheirathen würde.

— Treffend. A.: Wer war denn jener Herr dort, den Du grüßtest und der Dir so außerordentlich herablassend dankte? — B.: Es ist der neugebackene Commerzienrath Nickelberg. Der Kerl ist so aufgeblasen, daß man ihm nur eine Gondel unterzuschieben braucht und er fliegt als Luftballon in die Höhe.

— Die kleine Anna hat sich auf dem Jahrmarkte von der Hand ihres Vaters verloren und fragt man jeden Vorübergehenden: „Ach, haben Sie nicht einen Herrn ohne ein kleines Mädchen gesehen?"

— Verschämt. Sie: Ach, Herr Meyer, sagen Sie doch keinem Menschen, daß Sie mich heute Abend nach Hause begleitet haben. Ich würde mich so schämen! — Er: Seien Sie unbesorgt, gnädiges Fräulein, ich schäme mich selber.

— Eisele: Sag' nur 'mal, woher es doch kommt, daß Freund Meyer, der sonst so friedfertige Spießbürger, auf einmal so kriegerisch gesinnt worden ist. —Beisele: Ja, wissen Sie, seitdem der Meyer verheirathet ist, seitdem hat selbst der Krieg seine Schrecken für ihn verloren.

— Ein zärtlicher Gatte. — Ehemann (der eine schöne Lampe zerbrochen hat): „Ich bin nur froh, daß mir das selber passirt ist — das hätt' wieder einen schönen Scandal gegeben, wenn das meine Frau gethan hätt'!"

— Frühlingsgedanke. — Der geizige Herr Scharrmeier blickt in die Sonne, niest und ruft: Gott sei Dank! Jetzt scheint doch wenigstens die Sonne wieder warm, und man braucht den theuern Schnupftabak nicht zu kaufen, wenn man mal niesen will!

— Nahe Erlösung. — Ist das eine traurige Woche; keinen Pfennig Geld all' die Tage! Aber, Gott sei Dank! morgen ist Sonnabend, da giebt es Gehalt—bei meinen Freunden!

— Seufzer.—Von all dem vielen Golde, das mein Vater mir hinterlassen hatte, ist mir nichts geblieben, als die goldene Lehre: „Halte zusammen, was Du hast", und die läßt sich nicht versilbern!

— Gegengift. „Sagen Sie 'mal, in dem westlichen Flügel des gräflichen Schlosses soll es ja spuken?"—„Seitdem des Grafen Schwiegermutter dort wohnt, nicht mehr."